

Ich und Shakespeare

Daniel Kehlmann erteilt literarische Lektionen

Deutsche Wörter sind selten kurz, doch Daniel Kehlmann hat einige recht markante gefunden. Die Einsilbigkeit des Titels „Lob“ steht in umgekehrtem Verhältnis zum Umfang seiner Bedeutung, ebenso wie jene des Vorgängers „Ruhm“. Das ist nicht die einzige Gemeinsamkeit zwischen dem jüngsten Kurzroman und den hier versammelten Gebrauchstexten zur Literatur – Laudatio, Dankesrede, Buchkritik, Nachwort, Poetikvorlesung. Auch dieser Titel transportiert (nur) eine halbe Selbstironie, tarnt doch das andere erteilte Lob (nur halb) das Eigenlob. Ruhm und Lob sind Kehlmann zufolge kein leichtes Los, wird doch der damit Geschlagene zu sprechen gezwungen, als hätte er „die erste Gesamtausgabe bereits hinter sich“ – eine Last, die der Autor gleichwohl herkulisch schultert.

Lob ist, wie Tadel, Urteil, und Kehlmann urteilt meist superlativisch. Cotzee ist der „vielleicht grösste[n] lebende[n] Schriftsteller[s] englischer Sprache“, Max Goldt „einer der bedeutendsten Schriftsteller der Gegenwart“. Hamsun war immerhin eine Weile der „meistbewunderte Romancier der Welt.“ Beckett wurde eine Menge „Interpretenkitsch“ angetan, dieser Interpret nennt seinen letzten Text gänzlich unkitschig „ein Kunstwerk, wie die Welt es nicht oft gesehen hat, ein dunkles Juwel vollkommener Dichtung“. Bernhards „Holzfällen“ erhält schlechtere Noten, weil es „voller Ausfälle gegen alte Freunde“ ist. „Puls“ von Stephen King fällt, wiewohl Kehlmann sich der Wertschätzung seiner frühen Romane anschliesst, ganz durch, nicht zuletzt, weil der Protagonist dem Ave Maria von Schubert irgendwelche Rock'n Roll-Musik vorzieht – wahrlich ein Sakrileg, wenn auch nicht für Kings Zielpublikum. Dafür ist Kubricks „Shining“-Adaption „eine der besten Literaturverfilmungen aller Zeiten.“

Kehlmann bespricht Berühmtheiten, und um Ruhm geht es ihm, um Nachruhm – denn „posthumer Erfolg ist ein berückendes Schauspiel“ – und, wo beides längst eingetroffen ist, um einen Ewigkeitswert, den Seher wie dieser „getrost voraussagen“ können. Capote wäre heute ein Nobelpreiskandidat. Roberto Bolanos „'2666' wird für die Literatur Südamerikas so prägend sein“ wie einst Marquez. Kleists Ambivalenz „wird ihn weiterhin, Generation für Generation, zum Zeitgenossen machen.“ Imre Kertész' Werk wird nicht untergehen, „solange Menschen Bücher lesen.“ Und ja, sogar Stephen King wird „seinen festen Platz in den Literaturgeschichten einnehmen.“

Es irrt, wer meint, diese Gesten absoluter Deutungshoheit liessen sich nicht überbieten, denn der 35jährige urteilt ebenso absolut über die Urteile seiner Kandidaten selbst. Nicht nur Max Goldt hat den Vorzug, dass „seine Urteile in praktisch allen Fällen stimmen“, nein, der Autor schildert die gelehrte Mitwelt der Ignoranz gegenüber dem Faktum, dass die Aussagen Thomas Manns nicht nur „wohlformuliert“, sondern „so gut wie immer *richtig*“ sind, dass „kaum“ einer Besseres über Schiller, Wagner, Goethe gesagt hat, ja sich seine Essays „spielend mit dem Allerbesten messen [lassen], was die Germanistik hervorgebracht hat.“ Wenn er endlich die professionellen Nachdeuter ebenso herablassend zensuriert – Hans Mayer hatte „nicht so ganz und gar unrecht“, Reich-Ranickis Mann-Diagnose „ist sicher richtig, übergeht aber, dass ...“, dann wird aus dem Ton des Oberlehrers vollends der eines Oberstlehrers.

Der Nachwuchs also erteilt Unterricht, und darin äussert sich, nur scheinbar paradox, eine schülerhafte Beflissenheit, die zumeist bei Lektion 1 haltmacht. Häufig und oft widersprüchlich verwendet er Schopenhauers Metaphysikkritik, um den menschlichen Selbstirrtum kenntlich zu machen, der Kontingenz in Sinnhaftigkeit umdefiniert – mal, um Kertész' Skandalon der Schicksallosigkeit, mal, um die eigene Gemütslage beim Erhalt eines Literaturpreises zu erörtern. Kleist wie Mann werden in ähnlicher Manier dem Begriffspaar Freiheit und Notwendigkeit unterzogen. Belege speisen sich aus der Hitliste beliebter Zitate, besonders aufdringlich bei ersterem. Banale Definitionen, etwa der Romantik oder des Realismus, richten den Gegenstand handlich zu und erlauben simple Zuordnungen, wenn etwa letzterer durch Zusatz von ein wenig Traumwirklichkeit flugs zum „magischen“ südamerikanischer Prägung mutiert oder gerätselt wird, ab welchem Verfallsdatum ein Toter zum Gegenstand eines historisierenden Romans gemacht werden darf.

Was bei so viel Richtigkeit die Wohlformuliertheit der Urteile angeht, so verstört die Kombination von steifleinem Pathos und idiosynkratischer Vagheit (u.a. im permanenten Gebrauch der Feuilleton-Synonyme für „irgendwie“: „seltsam“, „merkwürdig“ und „eigentümlich“) mit einer gönnerhaften Pose, der keine Geistesgrösse zu gross ist, um ihr nicht noch begütigend auf die Schulter zu klopfen. Das Ausmass der Kehlmannschen Präpotenz zeigt sich in einer Ansprache vor der Shakespeare-Gesellschaft, die der Geladene als Aufforderung begreift, vollends in den olympischen Nebel zu entschweben. Was, wenn nicht purer Grössenwahn, mag ihn zu der Klage veranlasst haben, sein eigenes Tun erscheine ihm fraglich angesichts des „absurd gut[en]“ Kollegen? Nur tröstlich, dass er am Ende, seinerseits des Arielschen Genius teilhaftig, die „schwächeren Stücke“ des kongenialen Dichters erwähnen kann.

Kein Wunder, dass Kehlmann sich am ausführlichsten über Kehlmann äussert, ja zwei Poetikvorlesungen im Selbstinterview verfasst. Einziger Unterschied: der witzelnde Ton im altväterlichen Diskurs und eine unverhohlene Verachtung der Leser, die sein Vorbild Borges mit Borchert verwechseln, dauernd nach dem Realanteil seiner Bücher fragen oder die falschen Konjunktive im Roman „Die Vermessung der Welt“ zählen, der doch von „zwei der besten Lektoren Deutschlands“ sowie „sieben renommierten Schriftstellern“ durchgesehen wurde. Ja, es geschah, dass er in einem Blog ein vernichtendes Urteil über seinen Bestseller ermittelte, das sich aber durch den Benutzernamen selbst desavouierte. „Erfolg also“, scherzt der Geschmähte, „bedeutet, dass auch die Zwetschge Sumsi über Sie eine Meinung hat.“ Doch was ist schon ein Sack Zwetschgen gegen den Ballast, den sich der junge Herkules aufgeladen hat? Kehlmanns Ichstärke, so scheint es, ist unter der Bürde seines Ruhms zusammengebrochen.

Daniel Kehlmann: Lob. Über Literatur. Rowohlt Verlag 2010, 188 S.

NZZ, 31.7.2010